

andererseits aber zur Erklärung kulturspezifischer Umgangsformen wiederum schwer zu belegende und eben gerade dem zu überwindenden »fremden Blick« geschuldete Stereotypisierungen a priori unterstellt werden, wie etwa »Individualismus, verinnerlichte Kontrolle, Trennung von Arbeits- und Privatbereich« als vermeintliche deutsche und »Familienorientierung, Emotionalität und Vermischung von Arbeits- und Privatbereich« als vermeintliche italienische Kulturstandards (243).

Einen überzeugenden Abschluss findet der Sammelband in Maria Paola Scialdones kritischer Analyse von DaF-Lehrwerken für italienische Lerner: Anhand zweier 2005 und 2007 in Italien erschienener Lehrbücher zeigt Scialdone minutiös eine Reihe von Defiziten in der Vermittlung höflicher Handlungskompetenz in den Bereichen Metareflexion, Intonation, Grammatik, Pragmatik und Präsentation höflichkeitsrelevanter Textsorten auf. Der Beitrag empfiehlt sich ohne Weiteres als verallgemeinerbarer Kriterienkatalog zur Beurteilung von fremdsprachigen Lehrwerken im Hinblick auf die für moderne Lehrmaterialien unabdingbare sensibilisierende Einbeziehung einer zielkulturspezifischen pragmatischen Flexibilität als Lernziel.

Insgesamt bietet der Sammelband eine vielseitige und anregende Lektüre. Dabei besticht insbesondere das ausgewogene Verhältnis zwischen einer Bestandsaufnahme der bisherigen Leistungen und Verwerfungen in der Höflichkeitsforschung und höflichkeitssensibilisierenden DaF-Didaktik einerseits und der Präsentation neuer Forschungsansätze und -perspektiven andererseits.

Literatur

Neuland, Eva: »Sprachliche Höflichkeit – eine Schlüsselkompetenz für die Interkulturelle Kommunikation.« In: Riedner, Renate; Steinmann, Siegfried (Hrsg.): *Alexandrinische Gespräche. Forschungsbeiträge ägyptischer und deutscher Germanist/inn/en*. München: iudicium, 2008, 169–185.

► Eisenhut, Johannes J.:

Überzeugen. Literaturwissenschaftliche Untersuchungen zu einem kognitiven Prozess. Berlin: Schmidt, 2009 (Allgemeine Literaturwissenschaft. Wuppertaler Schriften 12). – ISBN 978-3-503-09870-5. 155 Seiten, € 29,80

(Thomas Bleicher, Mainz)

Literaturwissenschaft überzeugt, wenn sie wissenschaftlichen Gesetzen folgt. Literatur überzeugt, wenn sie ästhetischen Normen entspricht – oder sie bricht, um innovative Möglichkeiten zu erproben. Insoweit kann sie den literarhistorischen Kenner überzeugen, Aber überzeugt sie damit auch den normalen

Literatur-Leser? Überzeugt diesen nicht nur das, was ihm gefällt – was also spannend ist, realistisch oder phantastisch, illusionierend oder desillusionierend? Darauf wollen uns die *Untersuchungen* von Johannes J. Eisenhut Antworten geben. Allerdings schließt er überzeugende Reaktionsmöglichkeiten bei der Rezeption von Literatur aus und beschränkt sich nur auf die schon im Text angelegten Mechanismen des literarischen Überzeugens, das er von den Überzeugungsformen der naturwissenschaftlichen Empirie, der philosophischen Logik, der politischen Argumentation und der manipulativen Medienrhetorik abgrenzt. Dabei entwirft er gleich in der Einführung sein Drei-Ebenen-Modell, mit dem er der komplexen Struktur literarischer Texte gerecht zu werden versucht. Die Grundlage bilden darin die ›kognitiven Dissonanzen‹, deren bewusst mangelhafte, widersprüchliche oder unglaubwürdige Informationen Spannung auslösen und somit den Leser (literarisch regelrecht) zum Weiterlesen zwingen. Darüber wirkt dann die ›Elaboration‹, die dem Leser »möglichst viele Handlungsoptionen möglichst lange offen« hält, so dass er nach mühevollen Umwegen (wiederum literarisch regelrecht) mit »nachhaltigen Erinnerungen, Werten oder Haltungen« belohnt wird (8). Darauf baut schließlich die ›Emulation‹ auf, die nach Meinung des Verfassers die Literatur erst eigentlich zur Literatur macht; denn sie stellt die unverwechselbar literarische Beziehung des Textes zum Leser her, indem sie ihn – im Unterschied zu gebräuchlichen Begriffen wie Empathie und Identifikation – in eine Art Tagtraum versetzt: Der Leser erlebt sich sozusagen doppelt, so dass ein Dialog entsteht zwischen dem, der die Handlung eines Textes lesend miterlebt, und dem, der sich als Leser eines Textes erkennt und den Text von außen beurteilt. Da ein literarischer Text ja keine (direkte) Ideologie haben sollte und auch nicht in rhetorischer Manier (direkt) überzeugen will, muss der Autor Strategien entwickeln, mit denen der Leser den Text (indirekt) überzeugend finden kann. So vermag Sprache generell – und insbesondere literarische Sprache – durch das Auslösen von Affekten zum Erkennen von Strukturen und zur Suche nach deren Funktionen zu führen. Im Gegensatz zum wirkungstheoretischen Begriff des Überzeugungsmechanismus definiert Eisenhut deshalb »die Überzeugungsstrategie als rein textimmanente Kategorie« (17), die in den folgenden Abschnitten unter verschiedenen Gesichtspunkten konkretisiert wird.

So wird am Beispiel von Kafkas *Verwandlung* nachgewiesen, »wie die Ambivalenz des Erzählers [...] eine textliche Disposition zur Involvierung des Lesers liefert« und damit nun »als Disposition zur Überzeugung funktionalisiert« wird (66 f.). Auch die Figuren der Handlung werden – vor allem durch die erzählerische Innenperspektive – funktionalisiert als »Disposition zur Steuerung der (tagtraumähnlichen) Emulation beim Leser« (67). Nabokovs *Lolita* zeigt sodann beispielhaft, wie der Text den Leser so geschickt in sein literarisch-moralisches Spiel einbezieht, dass »die Leseerfahrung aufgrund der überstandenen Dissonanzen, aufgrund der geistreichen Konsonanzen und aufgrund der zur Emulation

zurückgelegten ›Distanz‹ umso nachhaltiger in Erinnerung bleiben wird« (77). Auch Innovation ist eine Überzeugungsstrategie, die dem Leser nicht nur neue Informationen bietet, sondern auch seine persönlichen Ansichten bestätigen kann, sofern er sie zuvor noch nicht lesend erfahren hat. Dies mag dann auch die unterschiedlichen Rezeptionen von Literatur durch den »literaturkritischen Leser und die hedonistisch orientierte Leserschaft« ansatzweise erklären (94). Dabei können typische narrative ›Sequenzen‹ eine entscheidende Rolle im eher naiven oder höher entwickelten Leseverständnis spielen; Eisenhut nennt sie Scripts und schlägt zur Modifikation einige Script-Operationen vor: Opposition von inkongruenten Scripts, Überlagerung von unterschiedlichen Scripts, Kreuzung von intertextuellen Einschüben, Konvergenz von zwei autonomen Scripts und Divergenz von mehreren Scripts aus einem Anfangsscript (siehe 105).

Diese Detail-Analysen münden schließlich im schon genannten Drei-Ebenen-Modell, dem der Verfasser nun drei Funktionen zuordnet: Die semiotische Funktionsebene ist rein textimmanent und begreift den Text als Artefakt, was vor allem den kritischen Leser interessiert. Die emulative Funktionsebene ist ebenfalls textimmanent und ermöglicht dem ›hedonistischen‹ Leser, die Erfahrungen der literarischen Figuren nachzuerleben (ohne sie jedoch schon auf sein eigenes Leben zu beziehen). Erst die paradigmatische Funktionsebene, die die größte wissenschaftliche Herausforderung darstellt, ist textextern und führt dadurch zu »analogischen Erkenntnissen bzw. Anwendungen über den Text hinaus auf realweltliche Umstände bzw. hinein in die Lebenswelt des Rezipienten« (122). Mit diesem Modell aus empirisch abgesicherter Wirkungsforschung, wissenschaftlich aktualisierter Narratologie und noch weiter zu etablierender kognitiver Literaturwissenschaft liefert Eisenhut seinen Beitrag zur Diskussion, ob und wie Literatur überzeugen kann. Statt nun mit einem literarischen Zitat abzuschließen, beschreibt er – zur ironischen Unterstreichung seines eigenen Ansatzes – die Wirkungsweise eines jeden guten Zitats, »das allein schon durch seine Geschliffenheit überzeugt (semiotisch), den Leser so in seinen Bann zieht, dass er seine Kritik vergisst (emulativ) und aus dessen Pointe gleich eine neue Dissertation erwachsen könnte (paradigmatisch)« (148).

Da Eisenhuts Untersuchungen zum Thema »Überzeugen« in ihren Begründungen und Ergebnissen nachweisbar den Gesetzen der kognitiven Literaturwissenschaft folgen, sind sie rundum überzeugend (wenn man mal von dem mitunter überstrapazierten Fachjargon absieht). Allerdings scheint mir die Reduzierung von Literatur auf einen LESE-Text der literarischen Komplexität nicht ganz gerecht zu werden. Bei Lesungen (!) wird Literatur gehört, und auch Hörbücher werden natürlich nicht gelesen. Somit bleibt die phonetische Funktion der Sprache ausgeklammert, die – vielleicht vergleichbar mit der Musik – als ›Sprache der Gefühle‹ definiert werden könnte. Dass dies kein vorwissenschaftliches oder veraltetes romantisches Klischee ist, beweist der Forschungsansatz der derzei-

tigen Musikkognition am Leipziger Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften. Inwieweit sich hier auch neue Erkenntnisse für die Literaturwissenschaft im Allgemeinen und für die kognitive Literaturwissenschaft im Besonderen ergeben könnten, müsste ein interdisziplinäres Team erkunden. Vielleicht wüssten wir dann – sogar literaturwissenschaftlich exakt –, welche literarischen Klänge und Satzrhythmen den Neurotransmitter Dopamin veranlasst haben, uns den einen oder anderen Hör-GENUSS zu bescheren.

► Engel, Ulrich:

Syntax der deutschen Gegenwartssprache. 4., völlig neu bearbeitete Auflage. Berlin: Schmidt, 2009 (Grundlagen der Germanistik 22). – ISBN 978-3-503-09882-8. 309 Seiten, € 24,80

(*Salifou Traoré, Bangkok / Thailand*)

Mit der vorliegenden 4., völlig neu bearbeiteten Auflage seiner *Syntax der deutschen Gegenwartssprache* präsentiert Ulrich Engel mehr als nur alten Wein in neuen Schläuchen. Unter anderem weist das Buch eine komplett neue Gliederung auf.

Der Band umfasst über das kurze Vorwort hinaus 6 Kapitel mit Unterpunkten: Kap. 1 »Was ist und wie betreibt man Syntax?« (15–34), Kap. 2 »Syntaktische Elemente und Relationen« (35–78), Kap. 3 »Wortgruppen« (79–115), Kap. 4 »Der Satz« (117–214), Kap. 5 »Äußerungen« (215–280), Kap. 6 »Schichtneutrale Prozesse« (281–301). Jedes Kapitel schließt mit einer Zusammenfassung und der ihm zugrunde liegenden Literatur ab. Dem Buch angehängt sind ein Register und ein Abkürzungsverzeichnis. Die Kapitel sind sehr übersichtlich und benutzerfreundlich aufgebaut, die Aussagen durch zahlreiche Beispiele veranschaulicht.

Das einführende Kap. 1 erläutert den Begriffsapparat zur Beschreibung einer Syntax. Kap. 2 kreist um das Wort als syntaktischen Grundbaustein. Nach einer kritischen Reflexion über frühere Wortbegriffe kommt Engel zu dem Schluss, dass sich das Konzept »Wort« gegen alle erdenklichen Definitionsversuche sperre. Dies führt ihn dazu, das Wort nach seiner Zugehörigkeit zu einer Wortklasse zu definieren, auch wenn dies »eine faule Lösung« sei (38). Weiterhin geht Engel auf die Frage ein, welche Kriterien am besten geeignet sind, um die Wörter in Klassen einzuteilen. Dabei befürwortet er einen distributionellen Ansatz. Darunter versteht er die potentielle, auf Regeln beruhende Umgebung von Wörtern (40), die er in vier Umgebungs-Schichten differenziert: engste, engere, mittlere und weitere Umgebung. Diese Umgebungsebenen legen die Klassenzugehörigkeit der einzelnen Wörter fest, obendrein fungieren sie als eine Art Filter. Jedes Wort muss Filter in festgelegter Reihenfolge passieren. »Wird [ein Wort] ausgefiltert, so gehört es zu einer festen Klasse. Wird es nicht ausgefiltert, so wird es ein weiteres Filter oder mehrere Filter passieren.« (40) Das Verfahren dauert an, bis das Wort irgendwo